

berliner szenen

Akzentfrei
auf
Mandinka

Öfters versuchte ich dieser Tage, taz-Verkäufer Nicholas zu erreichen, doch er ging nicht ans Telefon. Seit gestern weiß ich, warum. Er ist gestorben. Gern wäre er zu Lebzeiten in dieser Kolumne aufgetaucht, die er austrug. Hiermit löse ich mein Versprechen ein, leider postum. Einmal traf ich Nicholas in einer Bar im Gräfekiez, da wollte ich ihm ein druckfrisches Exemplar abnehmen, hatte aber kein Bargeld. „Kein Problem“, meinte Nicholas, „kannst mir auch was von dem geben, das du da gerade rauchst.“ Ein süßliches Wölkchen hatte seine feine Nase stimuliert.

Auch damit konnte ich nicht dienen, wohl aber mein gambischer Begleiter S. Der Rastafreund suchte in den Taschen seiner weißen Fußballhose, bröselte mir ein Mini-Piece von seinem Marokkaner ab – und unser Geschäft lief.

„Dein Freund?“, fragte Nicholas. „Yes.“ Flugs spricht Nicholas ihn auf Mandinka an. S. ist perplex. Er fällt beinahe vom Barhocker, so baff ist er: Ein blonder Deutscher spricht fließend und akzentfrei seine Sprache.

Nicholas lässt jetzt sein Business Business sein, dreht einen Joint, und die beiden reden eine gute halbe Stunde in jenem westafrikanischen Mandinka, das in Gambia, Mali, Senegal und Guinea-Bissau gesprochen wird. Auch mit seiner Ortskenntnis verblüfft Nicholas meinen Freund. „Er kennt entlegene Dörfer im Land und Stadtviertel von Banjul, von denen kaum ein Einheimischer weiß“, schwärmt S., der Koch ist, noch heute von jener Begegnung.

Gemeinsam amüsierten wir drei uns an diesem Abend über die Wolfgang-Neuss-Szene, die ich überlieferte: Als damals der Rauch von Neuss' Leichnam aus dem Schornstein des Wilmsdorfer Krematoriums aufstieg, meinte Tornado-Günter: „Schaut mal, er raucht immer noch!“

Guido Schirmeyer

verweis

Sie und die
Gitarre

Retro ist ihr Sound. Stets die sanfte Gitarre, mal zum Bossa Nova angespielt, mal zu klassisch jazzigen Harmonien. Und dazu diese ganz leicht angeraute, runde Stimme. Dass sich die zwischen Washington D.C. und Reykjavik aufgewachsene Laufey schon früh für die Jazzstandards von Ella Fitzgerald begeisterte, ist ihr anzuhören. Und auch ihr Look kann gegebenenfalls so ausfallen, als hätte Laufey selbst wie Fitzgerald in den 1960er Jahren auf der Bühne gestanden. Heute spielt Laufey im Astra Kulturhaus, die gerade mal 24 Jahre alte chinesisch-isländisch-amerikanische Künstlerin, die Spotify mit über 420 Millionen Streams listet. Start 20 Uhr; Tickets 39 Euro

Das
Gefühl
stechen

Monty Richthofen hat seine eigene Theorie des Gekrakels entwickelt. Das zeigte der Tätowierer und Künstler kürzlich in einer Performance in der Galerie Dittrich & Schlechtriem

Von Cara Hofmann

Notizzettel sind treue Begleiter, um Termine, Einfälle oder Telefonnummern festzuhalten. Man schreibt auf, was man nicht vergessen will. Der Berliner Künstler Monty Richthofen, auch bekannt als @maison_heyner auf Instagram, postet seit einigen Jahren krakelig beschriebene Notizzettel und (Lein-)Wände, besprüht sie mit Sprüchen wie „the best things in life are free if you steal them“, „this is what happens if you go to school“ oder „follow me inside my head“. Manchmal erscheint auf Richthofens Kanal ein paar Tage später derselbe Schriftzug noch einmal. Diesmal allerdings rot umrandet und etwas geschwollen auf der Haut eines Menschen. Der 29-jährige Tätowierer hat in London Performance Practice und Design studiert.

Die Berliner Galerie Dittrich & Schlechtriem lud in der vergangenen Woche zu einer Tattoo-Performance Richthofens ein. Die Körperintervention trug den Titel „The Cards You were Dealt“. Personen, deren Namen ausgelost wurden, konnten an zwei Tagen kostenlos einen Text des Künstlers auf ihre Haut gestochen bekommen. Die Person, die jeweils zuvor tätowiert

wurde, suchte drei Texte aus, aus denen der*die Nächste wählen konnte. Jeder der ausgewählten Sätze wurde vom Künstler auf einem Leuchtkasten festgehalten, am Ende ergab sich so ein Gesamtbildnis der getroffenen Entscheidungen.

Mit einem lauten Zischen der Nebelmaschine beginnt die Eröffnungperformance im Untergeschoss der Galerie. In der Mitte des dunstigen, durch die Leuchtkasten rot erhellten Raums steht Richthofen, neben ihm eine schwarze Liege. Nach und nach zieht Richthofen sechs kleine Notizzettel aus der gläsernen Box, in welche interessierte Personen eine Woche lang ihren Namen werfen konnten. Es folgen unterschiedliche Reaktionen auf das Hören des eigenen Namens – manche erfreut, manche überrascht. Richthofen wird umarmt, ein anderer reagiert mit einem „Oh.“

Der erste Teilnehmer der Performance heißt Julien und hat sich von drei Texten einen ausgesucht, den er nun unter die Haut gestochen bekommt. Richthofen zieht den Handschuh an, desinfiziert die zu beschriftende Stelle, dann ertönt das Summen der Nadel. Gelassen tätowiert

er den Oberarm des seitlich vor ihm liegenden Mannes, motorische Feinarbeit, von Hunderten Augen verfolgt. Nach einigen Minuten verstummt das Surren der Nadeln, stattdessen ertönt das Quietschen des Edgings, als Richthofen den gerade tätowierten Text nun auf die schumrig rot leuchtende Lichtbox schreibt: „Thank God Social Media is dead.“

Wer sind die Personen, die sich unter eingeschränkten Auswahlbedingungen tätowieren lassen? Richthofen glaubt, wer sich melde, wolle eine gewisse Erfahrung machen. Für ihn selbst sei das Tätowieren ein intimer Akt zwischen zwei Personen, der auf Gegenseitigkeit und Vertrauen basiere: „Es geht auch um eine Hingabe, man widmet sich gemeinsam einer Sache.“

Richthofens Äußeres ist unauffällig, ganz anders als seine frechen, teils provokanten Texte. Auf der Eröffnung seines Events geht er in heller Hose und schwarzem Oberteil unter in der Menge der ungefähr hundert, meist auffällig gekleideten Kunstinteressierten. Im Gespräch wird klar, dass er keine Äußerlichkeiten braucht, um

im Gedächtnis zu bleiben. Seine Ausdrucksweise ist bedacht und zieht das Gegenüber in seinen Bann. Ihm liegt viel an der Sache, das merkt man, und er beugnet ihr mit Ehrlichkeit.

Seine Texte entstünden intuitiv, erzählt er. „Ich sehe das Schreiben wie eine Momentaufnahme, man kann es mit einer Fotografie vergleichen. Das kann der Versuch sein, ein Gefühl oder eine Situation ein-

Schreiben ist wie eine Momentaufnahme, vergleichbar mit einer Fotografie

zufangen, oder es kann wie ein Selbstporträt funktionieren. Ich versuche dabei so ungefiltert wie möglich zu sein, für mich ist diese Ehrlichkeit in den Texten die Brücke zu meinem Gegenüber.“ Er setze sich in seinem Schreiben oft kritisch mit seinem Umfeld, seiner Rolle als Mensch oder auch als Individuum in einer Gesellschaft auseinander.

Seinen unverwechselbar krakeligen Stil habe er gefunden, indem er sich lange mit Text und Schrift befasst habe und manchmal auch mit links schreibe. „Man fängt in der Grundschule an, die Schrift auf die Perfektion zu lernen. Jetzt will ich sie wieder dekonstruieren und so schreiben, wie ich mich fühle. Sie ist wie ein Spiegelbild der inneren Gefühlswelt. Wenn ich mich nach Unordnung oder Irrationalität fühle, dann schreibe ich auch so.“

Richthofen erzählt, die Performance seiner Arbeit vor Publikum habe ihm Raum zur Verletzlichkeit und für neue Erfahrungen geboten. Auch war für ihn der Zufall des Auswahlprozesses ein wichtiger Aspekt der Veranstaltung: „Wenn man nicht weiß, mit wem man arbeiten wird, macht es das einfach spannender. Für mich ist es ein wichtiger Bestandteil für mein eigenes Schaffen, nicht zu wissen, wie genau es jetzt abläuft. Ich finde, in unseren alltäglichen Strukturen ist alles ziemlich festgesetzt – sich da besonders im Schaffensprozess bereitstellen für zufällige Momente und Zufallsbegegnungen, das fasziniert.“



Tattoo-Performance von Monty Richthofen in der Galerie Dittrich & Schlechtriem Foto: Stefanie Loos



Foto: privat

Ausgehen und
rumstehen von
Robert MießnerIm Kessel steigt
der Druck

aufen hilft gegen Verdrießlichkeit, doch am Sonnabend war ich in Steglitz vor Ladenschluss. Auf der Schlossstraße eilten Passanten mit ihren Wochenendeinkäufen nach Hause. Zwischen ihnen bewegten sich mit weniger festen Schritten Menschen ohne Zuhause. Armut sucht Bahnhöfe, das hätte so auch auf der Schönhauser Allee, unter den U-Bahnbrücken oder auf dem Alexanderplatz zwischen Fernsehturm und Hotel Stadt Berlin sein können, aber hier war ich in Steglitz, einem Bezirk, dessen Name zumindest in meinen Ohren nach Wohlstand tönt. In der Stadt verschiebt sich etwas. Weniger vorsichtig gesagt, im Kessel steigt der Druck.

Das zu bemerken braucht es nur einen kurzen Fußweg.

Weiter auf der Schlossstraße, hinter Tchibo und C&A, ragt ein Relikt des alten Westberlins knapp 50 Meter in die Höhe. Bierpinsel nennen Frontstadtsozialisierte die Rose aus Sichtbeton. Der Siebzigerjahrebau hat den Rias beheimatet und war als Filmkulisse Adresse des Landeskriminalamts. So wie das verwaiste Turmrestaurant hätte Syd Barrett seinen Rasierpinsel sehen können am Morgen, nachdem der Pink-Floyd-Diamant der Welt, die sich für vernünftig hält, abhandengekommen war.

Zu meiner zweiten Station musste ich in Richtung Zentrum fahren. Im Berlinal-Palast am vom Namen her schönen Marlene-Dietrich-Platz wurden die Preise der Filmfestspiele verliehen. Ich bin vorher ausgestiegen und musste daran denken, wie sich um die Ecke, Anfang der neunziger Jahre, dort ein Flohmarkt ausstreckte. Im Winter auf Eis, im Frühjahr im Schlamm, im Sommer und Herbst im Staub, dafür gab es Platten und spitze Schuhe. Diesen Sonnabend zog es mich in die Nachbarschaft einer Ruine. Am Askanischen Platz steht, was nach Weltkrieg und Abriss vom Anhalter Bahnhof übrig geblieben ist, der Rest

seines Eingangstors. Gegenüber befand sich, das muss jetzt schon in der Vergangenheitsform geschrieben werden, die Guardini Galerie.

Am Sonnabend waren ihre Wände bereits kahl, im Untergeschoss fand das letzte Konzert statt: Die Improvisationsmusiker Dror Feiler und Georges Paul hatten eingeladen und spielten, was sich als dezidiertes Anti-Blues bezeichnen ließe, heftigen Noise an Saxofonen, Elektronik und einem Kontrabass, der auch perkussiv traktiert wurde. Feiler trug ein T-Shirt, auf dem ein Mikrofon und Kopfhörer Hammer und Sichel bildeten. Er wird das nicht ausschließlich ironisch meinen.

Tatsächlich gelaufen bin ich an den Rosa-Luxemburg-Platz. Am 22. Januar ist die Dichterin Elke Erb gestorben, am Sonntag hat ihr die Volksbühne im Großen Saal ein Fest ausgerichtet. Vom späten Vormittag bis in den frühen Nachmittag lasen Weggefährtinnen und Zeitgenossen, zeigten Filme, befreiten sich nach einer dezenten Direktive Erbs vom Klavierspiel durch das Klavierspiel und hörten einander zu. Sie erzählten von einer bescheidenen, dabei nicht verzagten, einer unabhängigen, dabei nicht egoistischen Frau. Es ging um Absagen und

Abschiede, um Sprache und Natur. Der Morgen auf den Theatertreppen hatte im Winter begonnen, der Mittag den Vorfrühling gebracht.

Danach ging ich in die Kastanienallee. Elke Erb hat sie zum literarischen, das heißt sinnlich erfahrbaren Ort gemacht, lange bevor die Achse zwischen Prenzlauer Berg und Mitte zur Promenade geschopt worden ist. Auf dem Weg zum Prater liegt die Messiaschapel. Vor ihrem Eingang ist in den Backstein-Bürgersteig eine Stolperschwelle eingesetzt. Sie erinnert an die 700 Juden, die sich hier zwischen 1933 und 1941 taufen ließen. 86 von ihnen wurden deportiert, nur zwei haben überlebt.

Einer der Beiträge an diesem Sonntag in der Volksbühne war „Die Rückkehr von den KZ- und Todesinseln“. Darin schreibt Elke Erb, sie hat viele ihrer Texte datiert, am 29. Juli 1974: „Ich habe ein Gesicht heute morgen, als ob ich natürlich zwanzig Jahre eher sterbe, weil ich seit meinem vierzehnten Jahr unter Tage arbeite. Dort, wo ich stehe, sehe ich (von jedem Spiegel weg), geschlossenen oder offenen Auges, die Schiffe mit den Gepeinigten kommen. Den dritten Tag den Tanggeruch, das Plätschern der Sonne, die Rückkehr.“